

Insel Verlag

Leseprobe



Endlich Frühling!

Originalausgabe. Ausgewählt von Patrick Hutsch

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4104
978-3-458-35804-6

Die Tage werden wieder länger, die Sonne blinzelt um die Hausecke, die ersten Tische vor den Cafés sind besetzt, und die Winterjacken bleiben im Schrank. Endlich Frühling! Die winterliche Häuslichkeit weicht dem Drang, jede freie Minute draußen zu verbringen. Die Blätter der Bäume treiben aus, die Tulpen und Krokusse färben Beete, Parks und Blumenvasen und wecken als untrügliche Vorboden die Freude auf das nahende Osterfest. Von Frühlingserwachen und Frühlingsgefühlen erzählen die Geschichten in diesem Band.

Patrick Hutsch, geboren 1973, studierte Kulturwissenschaften, Germanistik und Philosophie. Er war Herausgeber der Literaturzeitschrift *EDIT* und ist einer der Mitbegründer des Berliner Festivals LAN – Drei Tage Literatur und Musik. Er lebt als Lektor, Journalist und Herausgeber in Berlin.

insel taschenbuch 4104
Endlich Frühling!



ENDLICH FRÜHLING!

Ausgewählt von Patrick Hutsch

Insel Verlag

Die Texte folgen in ihrer Rechtschreibung dem Original und wurden für den vorliegenden Band nicht vereinheitlicht.

insel taschenbuch 4104

Originalausgabe

Erste Auflage 2012

© Insel Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Quellenverzeichnis am Schluß des Bandes

Umschlag: bürosüd, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35804-6

1 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

INHALT

Die Frühlingssonne bricht durch die Fenster herein

- Rainer Maria Rilke, »Endlich Frühling« ... 11
Elizabeth von Arnim, Verzauberter April ... 14
Ernst Bloch, Lust der Frühlingswiese ... 28
A.L. Kennedy, Also bin ich froh ... 32
Wilhelm Schmid, Frühlingsmelodie ... 41

Es war gerade in den ersten Frühlingstagen

- Joseph von Eichendorff, Ahnung und Gegenwart ... 45
Hermann Hesse, Betrachtungen ... 49
Tilman Rammstedt, Frühling ... 52
Kurt Tucholsky, Frühlingsvormittag ... 55
Wilhelm Schmid, Frühlingsgefühle ... 57

Jetzt kommt der Frühling, da sitze ich abends oft am Fenster, ich wohne in einem Garten ...

- Bettine von Arnim / Clemens Brentano, Märzbriefe ... 61
Leif Randt, Schimmernder Dunst über CobyCounty ... 65
Henry David Thoreau, Aus den Tagebüchern ... 70
Finn-Ole Heinrich, Schubert wäre gern geheimnisvoll ... 72
Wilhelm Schmid, Mußestunde ... 80

Als ich einst an einem schönen Frühlingstage unter den Berliner Linden spazierenging

- Matthias Claudius, Neue Erfindung ... 85
Heinrich Heine, Frühlingsgefühle unter den Linden ... 86
Mirko Bonné, Ausflug mit dem Zerberus ... 87
Max Frisch, Seiltänzer ... 90

O. Henry, Frühling à la carte ...	94
Wilhelm Schmid, Wasser trinken ...	102

*Erwache, nimm Abschied
von der Zukunft und genieße die Gegenwart*

Thomas Mann, Der Zauberberg ...	107
Uwe Johnson, Osterwasser ...	121
Saša Stanišić, Vogelflügel sind zerbrechlich, bitte mit Vorsicht behandeln ...	129
Eduard von Keyserling, Beate und Mareile ...	134
Wilhelm Schmid, Askese üben ...	138

Das junge Frühlingsgrün erschien mir wie ein Feuer

Jean Paul, Frühlingsgedanken ...	143
Theodor Storm, Viola Tricolor ...	144
Ralf Rothmann, Der ganze Weg ...	149
Robert Walser, Das Frühjahr ...	158
Wilhelm Schmid, Heiterkeit ...	160

Quellenverzeichnis ...	162
------------------------	-----

DIE FRÜHLINGSSONNE BRICHT
DURCH DIE FENSTER HEREIN

Rainer Maria Rilke
»ENDLICH FRÜHLING«

An Clara Rilke

Capri, Villa Discopoli, am 25. Febr. 1906

... Du wünschst mir – »endlich Frühling«, und Dein Wunsch hat sich gleich und sehr gut erfüllt: schon vor einer Woche konnt ich Dir berichten, was für Wege ich mache und mit welcher Freude ich sie finde. Diese entlegenen Wege, da oben in Anacapri, diese Ausblicke auf das uralte, griechische Meer, dieses Alleinsein bei der kleinen, verschlossenen Kirche und in den hohen Berghalden, die an einer Stelle etwas wie ein Amphitheater einschließen, an dessen offener Seite der Vesuv hereinsieht, um den, ein wenig zurückhaltend, zu beiden Seiten die Schneeberge dastehen –: alles das hab ich oft wieder aufgesucht in der vergangenen Woche, deren erste Hälfte dein Wunsch ganz erfüllte. So sehr war auf einmal der Frühling da, und so sehr glich dieses In-ihn-Hineingehen irgend etwas Wichtigem, daß mein Gewissen leicht blieb, obwohl ich sehr viele Stunden dafür verbrauchte, alle Vormittage nahezu. – Dieses In-der-Sonne-Sein und Frühlingshimmel-Einatmen und dieses Hören auf die kleinen Vogelstimmen, die so gut verteilt sind, daß man zu fühlen glaubt, wie an jeder Stelle in der Luft, die tragen kann, eine ist, und die Bestärkung des Mithingehörens, die einem aus alledem zuwächst: das kann, denk ich, zu keinem Verlust und keinem Versäumnis führen. Und so viel Grund ich auch hätte, mich zum Schreibpult zu zwingen, so geh ich doch immer wieder mit, wenn der Morgen plötzlich irgendwo draußen ruft, so daß man meint, dort irgendwo müßte noch ein anderer sein, ein ganz großer Morgen, der Morgen der Möwen und der Inselvögel, der Morgen der Abhänge und der unerreichbaren Blumen, jener immer gleiche ewige Morgen, der noch nicht mit Menschen rechnen muß, die ihn, aus ihrer Vorfrühstücksstimmung heraus, zweideutig und mißtrauisch und kritisierend anblinzeln. Und man muß nur eine

halbe Stunde gehen, mit jenen raschen, leichten, frühen Schritten, die einen so unbegreiflich weit bringen, um ihn wirklich um sich zu haben, den Meermorgen, der sicher ist, daß alles in ihm mit ihm ist und nichts gegen ihn; daß in seinem Aufgehen tausendmal und tausendmal seine eigene Gebärde sich wiederholt, bis sie in den kleinen Blumen sich verlangsamt und gleichsam zusammenfaßt. – Dabei fühl ich ja auch wohl, was Du neulich schriebst: daß solche Frühlingmorgen zu einem fremden Frühling gehören, daß meiner . . . unendlich viel vorsichtiger und zögernder und weniger deutlich wäre. Erinnerst Du nicht, wie stark ich schließlich in Rom jenen Frühling entbehrte, der mit unseren Herzen Schritt hält? Wie bestürzt auch ich war über die leichtsinnige Gleichzeitigkeit alles dieses Blühens, über seinen Aufwand, seine durch nichts korrigierte und so mühelos durchgesetzte Ungeduld? Wie verachteten wir diese schnell befriedigte Nachtigall, in deren schlecht gearbeitetem Gesang die Sehnsucht gar nicht zu erkennen war, die wir so gut kannten. Ja, ich begriff damals, und ich weiß auch jetzt sehr gut, was Du meinst, und daß Du recht hast. Es ist möglich, daß unsere Natur sich wirklich oft rächt für das Ungemäße, Ausländische, das wir ihr zumuten, und daß zwischen uns und unserer Umgebung Risse entstehen, die nicht ganz an der Oberfläche bleiben. Aber warum haben unsere Voreltern von allen diesen fremden Dingen gelesen: indem sie sie in sich anwachsen ließen zu Träumen, zu Wünschen, zu vagen phantastischen Bildern, indem sie duldeten, daß ihr Herz seine Gangart wechselte, von irgendeiner Abenteuerlichkeit angespornt, indem sie, grenzenlose und mißverstandene Ferne in sich, am Fenster standen, mit einem Blick, der dem Hof und dem Garten da draußen fast verächtlich den Rücken kehrte, haben sie so recht eigentlich das heraufbeschworen, was wir nun zu tun und gleichsam gutzumachen haben. Sie verloren mit der Umgebung, die sie nicht mehr sahen, die ganze Wirklichkeit aus dem Auge, die Nähe erschien ihnen langweilig und alltäglich, und das, was Ferne war, hing von ihrer Laune und Einbildung ab. Und Nähe und Weite kamen darüber in Vergessenheit. Darum ist es uns zugefallen, zwischen beiden gar nicht zu un-

terscheiden, beides auf uns zu nehmen und wiederherzustellen, als die eine Wirklichkeit, die in Wahrheit nirgends eingeteilt oder abgeschlossen ist und nicht gewöhnlich um uns herum und romantisch ein wenig weiterhin, und nicht hier langweilig und dort drüben voller Abwechslung. Sie unterschieden damals so krampfhaft zwischen dem Fremden und dem Gewohnten; sie merkten nicht, wie sehr beides ist im dichtesten Durchdringen. Sie sahen nur, daß das Nahe ihnen nicht gehörte, und darum dachten sie, das eigentlich Besitzbare und Wertvolle, das wäre in der Fremde, und sehnten sich danach. Und sie hielten ihre uneingeschränkte und erfinderische Sehnsucht für einen Beweis seiner Schönheit und Größe. Denn sie meinten überhaupt noch, daß wir etwas in uns hereinholen könnten, einziehen, verschlucken, während wir doch von Anfang an so angefüllt sind, daß nicht das kleinste Ding hinzukommen könnte. Aber wirken können sie alle. Und alle wirken sie aus der Ferne, die nahen wie die entlegenen Dinge, keines rührt uns an, alle verkehren mit uns über die Trennungen hin, und so wenig die äußersten Sterne in uns eingehen können, so wenig kann es der Ring an meiner Hand: nur wie mit Strahlen kann uns alles erreichen, und wie der Magnet in irgendeinem empfindlichen Ding die Kräfte aufruft und ordnet, so können sie in uns eine neue Ordnung machen, indem sie auf uns einwirken. Und vor dieser Einsicht: verschwindet da nicht Nähe und Ferne? Und ist es nicht unsere Einsicht? Dies zur vorläufigen Antwort auf Deinen schönen Brief . . .

Elizabeth von Arnim

VERZAUBERTER APRIL

Als Mrs. Wilkins am nächsten Morgen aufwachte, blieb sie einige Minuten lang im Bett liegen, bevor sie aufstand und die Fensterläden öffnete. Was würde sie von ihrem Fenster aus sehen? Eine strahlende Welt oder eine verregnete Welt? Aber schön würde sie sein, wie immer sie auch aussehen mochte.

Sie fand sich in einem kleinen Schlafzimmer mit weißgetünchten Wänden, einem Steinboden und einigen wenigen alten Möbeln. Die Betten – es gab zwei – waren aus Eisen, schwarz emailliert und bemalt mit bunten Blumensträußchen. Sie blieb liegen, um den großen Augenblick, wenn sie ans Fenster ging, hinauszuzögern, so wie man das Öffnen eines lieben Briefes und seine Freude daran hinauszögert. Sie hatte keine Ahnung, wieviel Uhr es war; sie hatte vergessen, sie aufzuziehen, seit sie zuletzt, Jahrhunderte war das her, in Hampstead schlafen gegangen war. Man hörte keinen Laut im Haus, und so vermutete sie, es müsse noch früh sein, dennoch hatte sie das Gefühl, als hätte sie ewig geschlafen – so ausgeruht, so rundum zufrieden war sie. Sie lag da, die Arme um den Kopf verschränkt, und dachte, wie glücklich sie war, und ihre Lippen waren in seligem Lächeln hochgezogen. Allein im Bett zu sein: welch Wonnezustand. Sie war seit fünf Jahren nicht einmal ohne Mellersh im Bett gewesen; ah, diese kühle Geräumigkeit; die Bewegungsfreiheit; das Gefühl der Sorglosigkeit, der Keckheit, wenn man an den Decken zog, weil man es wollte, oder sich die Kissen zurechtstupste, um es noch behaglicher zu haben! Es war, als entdeckte man eine Freude völlig neu.

Mrs. Wilkins sehnte sich zwar danach, aufzustehen und die Läden zu öffnen, aber sie fühlte sich dort, wo sie war, einfach pudelwohl. Sie seufzte vor Behagen und blieb weiter liegen, schaute um sich, registrierte alles in ihrem Zimmer, ihrem eigenen kleinen Zimmer, ihrem ureigenen Zimmer, in dem sie sich ganz nach Gusto wäh-

rend dieses einen glücklichen Monats einrichten konnte, ihr Zimmer, das sie sich von ihrem Ersparten erworben hatte, die Frucht ihrer geheimen Entbehrungen, ihr Zimmer, dessen Tür sie abschließen konnte, wenn sie es wollte, und wo niemand das Recht hatte hereinzukommen. Es war ein so seltsames kleines Zimmer, ganz anders als alle, die sie kannte, und so angenehm. Es war wie eine Zelle. Die beiden Betten ausgenommen, beschwor es eine glückliche Askese. ›Und der Name des Gemachs‹, zitierte sie in Gedanken, lächelnd das Zimmer betrachtend, ›war Friede.‹

Ja, das war schon herrlich, dazuliegen und zu denken, wie glücklich sie war, aber draußen vor den Läden war es noch herrlicher. Sie sprang auf, zog sich die Pantoffeln an, denn es gab nichts auf dem Steinboden als einen kleinen Vorleger, lief zum Fenster und stieß die Läden auf.

»Oh!« rief Mrs. Wilkins aus.

All der strahlende Glanz Italiens im April lag ausgebreitet ihr zu Füßen. Die Sonne ergoß sich über sie. Das Meer schlummerte darin, fast unbewegt. Jenseits der Bucht ruhten auch die lieblichen Berge, reich an Farbnuancen, im Licht; und unterhalb ihres Fensters, am Fuße des blumenübersäten Grashügels, aus dem sich die Mauer des Castellös erhob, stand eine große Zypresse, die wie ein großes schwarzes Schwert durch die zarten Blau-, Violett- und Rosatöne der Berge und des Meeres schnitt.

Sie staunte. Solche Schönheit; und sie war da, um sie zu sehen. Solche Schönheit; und sie am Leben, um sie zu fühlen. Ihr Gesicht war in Licht gebadet. Köstliche Düfte stiegen zu ihrem Fenster hoch und umschmeichelten sie. Eine leichte Brise bewegte sanft ihr Haar. Weit draußen in der Bucht trieb eine Schar von Fischerbooten, fast ohne Bewegung, wie ein Schwarm weißer Vögel, auf dem ruhigen Meer. Wie schön, wie schön! Nicht zuvor gestorben zu sein . . ., das sehen zu dürfen, zu atmen, zu fühlen . . . Sie starrte mit offenem Mund. Glücklich? Welch dürftiges, gewöhnliches Alltagswort. Aber was konnte man denn sagen, wie ließe es sich beschreiben? Es war, als müßte sie zerspringen, als wäre sie zu klein, um soviel Freude in sich zu halten, als wäre sie von Licht durch-

drungen. Und wie erstaunlich das war, diese reine Seligkeit zu fühlen, wo sie doch überhaupt nichts Selbstloses tat oder im Sinn hatte, vielmehr nur das tun würde, was sie wollte. Nach Meinung aller, die sie im Leben kennengelernt hatte, müßte sie zumindest Gewissensbisse haben. Nicht die Spur davon. Irgendwie stimmte da etwas nicht. Seltsam, daß sie zu Hause so gut gewesen war, so furchtbar gut, und bloß Qual empfunden hatte. Gewissensbisse jeder Art waren dort ihr Los gewesen; Schmerzen, Kränkungen, Entmutigungen, während sie die ganze Zeit unermüdlich selbstlos war. Jetzt hatte sie all ihr Gutsein abgelegt und in die Ecke geworfen wie einen Haufen durchnässter Wäsche, und sie fühlte nur Freude. Sie hatte sich des Gutseins entledigt und genoß ihre Nacktheit. Sie war entblößt und frohlockte. Und dort, fern in der trüben Muffigkeit von Hampstead, erboste sich Mellersh.

Sie versuchte, sich Mellersh vorzustellen, versuchte, ihn beim Frühstück zu sehen und wie er verbittert an sie dachte; und sieh da, Mellersh selbst begann zu schimmern, wurde rosig, dann blaßviolett, dann zu einem hinreißenden Blau, verlor die Konturen, irisierte. Tatsächlich entschwand Mellersh, nachdem er noch einen Augenblick lang gezuckt hatte, im Licht.

›*Na so was*‹, dachte Mrs. Wilkins und starrte gleichsam hinter ihm her. Wie ungewöhnlich das war, sich Mellersh nicht vorstellen zu können; sie, die jeden Zug an ihm, jeden Gesichtsausdruck auswendig kannte. Es gelang ihr einfach nicht, ihn zu sehen, wie er war. Sie konnte ihn nur verklärt sehen, in Einklang mit allem. Die bekannten Worte der öffentlichen Danksagung kamen ihr spontan in den Sinn, und sie ertappte sich dabei, wie sie Gott pries, sie erschaffen und beschützt zu haben, ihn pries für alle Wohltaten dieses Lebens, vor allem aber für seine unschätzbare Liebe; und das geschah mit lauter Stimme; in einer plötzlichen Anwandlung von Dankbarkeit. Mellersh dieweil zog in diesem Augenblick verärgert seine Stiefel an, bevor er in die tiefenden Straßen hinausging, und dachte Bitterböses von ihr.

Sie begann sich anzuziehen, wobei sie sich zu Ehren des Frühsomertages für leichte weiße Sachen entschloß, packte ihr Gepäck

aus und brachte ihr schnuckeliges Zimmer in Ordnung. Sie ging mit schnellen, entschiedenen Schritten umher, ihr langer dünner Körper war gestreckt, ihr kleines Gesicht, das zu Hause vor lauter Anstrengung und Angst so zerknittert aussah, glättete sich. Alles, was sie vor diesem Morgen gewesen war und getan hatte, alles, was sie gefühlt und ihr Kummer gemacht hatte, war verschwunden. Mit jeder ihrer Sorgen verhielt es sich wie mit Mellershs Bild, sie löste sich in Farbe und Licht auf. Und sie bemerkte Dinge, die sie seit Jahren nicht bemerkt hatte – als sie ihr Haar vor dem Spiegel frisierte, nahm sie es bewußt wahr und dachte: ›Das ist aber hübsch.‹ Jahrelang hatte sie vergessen, daß sie so etwas wie Haar hatte, sie flocht es am Abend und löste es am Morgen mit derselben Eile und Gleichgültigkeit, mit der sie ihre Schuhe schnürte und aufschnürte. Jetzt auf einmal sah sie das Haar, und sie wickelte sich vor dem Spiegel einige Strähnen um die Finger und war froh, daß es so hübsch war. Mellersh konnte es auch nicht gesehen haben, denn er hatte nie ein Wort darüber verloren. Wenn sie aber wieder zu Hause wäre, würde sie ihn darauf aufmerksam machen. »Mellersh«, würde sie sagen, »guck dir mein Haar an. Gefällt es dir nicht, daß du eine Frau mit honiggoldenen Locken hast?«

Sie lachte. Sie hatte noch nie dergleichen zu Mellersh gesagt, und die Vorstellung amüsierte sie. Aber warum hatte sie es nicht getan? Nun ja – sie hatte immer Angst vor ihm gehabt. Komisch, vor irgend jemandem Angst zu haben; und besonders vorm eigenen Mann, den man doch auch in seinen schlichteren Momenten sah, wie beim Schlafen, wo er nicht, wie es sich gehörte, durch die Nase atmete.

Als sie fertig war, öffnete sie die Tür, um hinüberzugehen und zu sehen, ob Rose wach war, die am Abend zuvor von einen schläfrigen Mädchen in einer Zelle ihr gegenüber untergebracht worden war. Sie würde ihr guten Morgen wünschen und dann zur Zypresse hinunterlaufen und dort bleiben, bis das Frühstück fertig war, und nach dem Frühstück würde sie nicht ein einziges Mal aus dem Fenster schauen, bis sie Rose geholfen hatte, alles für Lady Caroline

und Mrs. Fisher vorzubereiten. Es gab so viel zu tun an diesem Tag: sich häuslich niederzulassen, die Zimmer in Ordnung zu bringen; sie durfte Rose das nicht allein überlassen. Für die beiden Neuankömmlinge würden sie alles so heimelig machen, die von Blumen leuchtenden Zellen würden ihnen einen entzückenden Anblick bieten. Sie erinnerte sich, daß sie sich gewünscht hatte, Lady Caroline möge nicht herkommen; wie abstrus, jemanden aus dem Paradies ausschließen zu wollen, nur aus der Befürchtung, man wäre dann gehemmt! Als ob das was ausmache, und als ob sie nicht so oder so befangen wäre. Außerdem, was für ein Grund. Zumindest konnte sie sich in dieser Angelegenheit nicht vorwerfen, gutherzig gewesen zu sein. Und sie erinnerte sich, sie wollte auch Mrs. Fisher nicht dabeihaben, weil sie ihr arrogant vorgekommen war. Wie seltsam war sie doch. Wie seltsam, sich über solch geringfügige Dinge Sorgen zu machen und ihnen somit Wichtigkeit beizumessen.

Die Schlafzimmer und zwei der Aufenthaltsräume in San Salvatore lagen im obersten Stockwerk und gingen auf eine weitläufige Halle mit einem großen Glasfenster an der Nordseite. San Salvatore besaß viele kleine Gärten an den verschiedensten Stellen und auf verschiedenen Ebenen. Das Gärtchen, auf das dieses Fenster hinunterblickte, befand sich auf der höchsten Stelle des Festungswalls und konnte nur durch die entsprechende Halle auf dem Stockwerk darunter betreten werden. Als Mrs. Wilkins aus ihrem Zimmer kam, war das Fenster weit offen, und in der Sonne hinten stand ein Judasbaum in voller Blüte. Kein Mensch in der Nähe, kein Geräusch von Stimmen oder Schritten. Kübel mit Callas thronten auf dem Steinboden, und auf einem Tisch flammte ein Riesenstrauß wilder Kapuzinerkresse. Geräumig, blumenreich, still, mit dem großen Fenster am Ende, das sich zum Garten hin öffnete, und dem Judasbaum aberwitzig schön im Sonnenschein, schien das alles Mrs. Wilkins, die festgehalten wurde auf ihrem Weg zu Mrs. Arbutnot, zu gut, um wahr zu sein. Würde sie wirklich einen ganzen Monat darin leben dürfen? Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sie das Schöne, wie es sich ihr rein zufällig bot, portionchenweise er-

gattern müssen – ein gänseblümchenübersätes Fleckchen auf einem Feld in Hampstead an einem herrlichen Tag, einen Streifen Sonnenuntergang zwischen zwei Schornsteinkappen. Sie war nie an wirklich vollkommen schönen Orten gewesen. Nicht einmal in einem ehrwürdig alten Haus, und so etwas wie Blumenfülle in ihrer Wohnung war unerschwinglich für sie. Manchmal hatte sie sich im Frühling sechs Tulpen bei Shoolbred's gekauft, da es ihr unmöglich war, ihnen zu widerstehen, und war sich bewußt, daß Mellersh, falls er erführe, wieviel sie gekostet hatten, dies unentschuldig fände; aber sie waren bald verwelkt, und danach gab es keine mehr. Was den Judasbaum betraf, hatte sie keine Ahnung, was das eigentlich war, und sie betrachtete ihn, wie er sich da draußen gegen den Himmel abhob, mit der verzückten Miene einer, die eine himmlische Vision hat.

Mrs. Arbuthnot, die aus ihrem Zimmer kam, traf sie so an, mitten in der Halle stehend, den Blick starr.

»Was glaubt sie denn nun zu sehen?« dachte Mrs. Arbuthnot.

»Wir *sind* in Gottes Hand«, sagte Mrs. Wilkins, sich ihr zuwendend, im Brustton der Überzeugung.

»Oh!« sagte Mrs. Arbuthnot rasch, während sich ihre eben noch lächelnde Miene verfinsterte. »Wieso, was ist passiert?«

Mrs. Arbuthnot war nämlich mit einem wunderbaren Gefühl der Sorglosigkeit, der Erleichterung aufgewacht und wollte nun nicht entdecken, daß ihr Bedürfnis nach Geborgenheit doch nicht gestillt werden konnte. Sie hatte nicht einmal von Frederick geträumt. Zum ersten Mal seit Jahren war ihr der nächtliche Traum erspart geblieben, daß er bei ihr war und sie offen und ehrlich miteinander sprachen, und dann das traurige Erwachen. Sie hatte wie ein Säugling geschlafen und war zuversichtlich aufgewacht; das einzige, was sie in ihrem Morgengebet sagen wollte, hatte sie festgestellt, war ›danke‹. So war es beunruhigend zu hören, daß sie doch in Gottes Hand war.

»Es ist hoffentlich nichts passiert?« fragte sie besorgt.

Mrs. Wilkins schaute sie einen Augenblick lang an und lachte. »Wie seltsam«, sagte sie und küßte sie.

»Was ist seltsam?« wollte Mrs. Arbuthnot wissen, und ihr Gesicht hellte sich auf, weil Mrs. Wilkins lachte.

»Wir. Dies hier. Alles. Es ist so wundervoll. Es ist so seltsam und so herrlich, daß wir mittendrin sind. Ich glaube, wenn wir dereinst in den Himmel kommen – über den wir soviel reden –, werden wir ihn keinen Deut schöner finden.«

Mrs. Arbuthnots Gesichtszüge entspannten sich wieder bis hin zu einem sorglosen Lächeln. »Ist es nicht göttlich?« sagte sie.

»Warst du je, je in deinem Leben so glücklich?« fragte Mrs. Wilkins und packte sie am Arm.

»Nein«, sagte Mrs. Arbuthnot. Und sie war es auch nicht gewesen; niemals; nicht einmal in der ersten Liebeszeit mit Frederick. Denn immer war in jenem anderen Glück der Schmerz nahe gewesen, bereit, sie mit Zweifeln zu quälen, sie sogar mit dem Übermaß ihrer Liebe zu quälen; wohingegen dies hier das einfache Glück des völligen Einklangs mit ihrer Umgebung war, das Glück, das nichts verlangt, das sich darauf beschränkt, nur zu empfangen, zu atmen, zu sein.

»Schauen wir uns den Baum aus der Nähe an«, sagte Mrs. Wilkins. »Ich kann's nicht glauben, daß es nur ein Baum ist.«

Und Arm in Arm gingen sie durch die Halle, und ihre Männer hätten sie nicht wiedererkannt, ihre Gesichter waren so jung in ihrem Eifer, und zusammen standen sie am offenen Fenster, und als ihre Augen, nachdem sie sich an dem wunderbaren purpurnen Ding gesättigt hatten, weiter zwischen den Schönheiten des Gartens umherschweiften, sahen sie auf der niedrigen Mauer am östlichen Rand sitzend, über die Bucht blickend, die Füße in den Lilien wippend, Lady Caroline.

Sie waren erstaunt. Und vor lauter Erstaunen sagten sie nichts, sondern standen ganz still, Arm in Arm, und starrten von oben auf sie hinunter.

Auch sie hatte ein weißes Kleid an, und ihr Kopf war unbedeckt. Sie hatten sich an jenem Tag in London, als ihr Hut fast bis zur Nase reichte und ihre Pelze bis über die Ohren, keine Vorstellung gemacht, wie hübsch sie war. Sie hatten einfach geglaubt, sie sei